

(Nachdruck verboten.)

18]

Ich bekenne.

Roman von Clara Müller-Jahne.

Er streckte den Arm zur Abwehr aus. Und ich fühlte, wie er mit all' seinen Sinnen in das Nebenzimmer lauschte.

Da sahen ein paar jüdische Kaufleute beim Skat, — da hob ein christlicher Amtsrichter den Winterüberzieher vom Kleiderständer und spitzte, das Kleidungsstück auf dem Arm, neugierig die Ohren, neugierig auf jedes Wort, das der Priester mit der schwangeren Frau zu wechseln hatte in dem Damenzimmer nebenan.

Ich sah das alles durch die eichene Tür hindurch.

Als die Schritte des Richters verhallt waren, beugte sich Vincenti mit einer raschen Bewegung zu mir herab, um mich zu küssen.

Nun hob ich den Arm zur Abwehr.

„Mütterchen!“ —

Die ganze Weichheit slawischer Liebkosungen drängte sich in diesem einen Wort zusammen. Und die ganze Härte meines nordischen Naturells, das im Feuer geschmiedete Eisen meines Wesens erwiderte auf den losenden Laut:

„Wir wollen vernünftig sprechen.“

Ich sah, wie ein Aufatmen durch seinen geschmeidigen Körper ging.

Wir sprachen vernünftig.

Ich trank ein Glas Wein. Als er zahlen wollte, legte ich trotz des Schauders, der durch meine Adern kroch, meine Hand auf seinen Arm:

„Laß!“ —

Und ich zahlte.

Für mein Kind.

Mit hochgehobenen Haupt, mit funkelndem Blick ging ich an den Skatspielern vorbei. Ein Gewaltiges wuchs in mir aus den Trümmern meines bisherigen Seins.

Ich hab' ihm nicht die Hand zum Abschied gegeben.

Und als wiederum die Räder unter meinem zitternden Körper knarnten, fühlte ich um meine Stirn ein freiheitliches Wehen. —

Zum letzten Male hatte ich diesen Mann gesehen.

Ich wußte es ganz bestimmt.

Und dies Bewußtsein war für mich ein wunderbares, in meinem grenzenlosen Elend mich mit Lebenskraft durchflutendes Glücksgefühl.

Während ich die Stirn an das bereifte Coupéfenster preßte und auf den flackernden Lichtschein hinausstarrte, der mir die nahenden Stationen verkündete, stieg ein rettender Gedanke aus ruhenden Tiefen zu mir empor:

Elfriede Günther!

Sie wohnte und wirkte in der Hauptstadt. Sie war vor langen Jahren lieb und gut zu mir gewesen. Sie würde es auch heute sein.

Und pfeifend und sauchend fuhr der Zug auf dem Bahnhofe ein.

Als ich mich von der Bank erhob, griff ich, von einer schon einmal erlebten, plötzlichen Vision genarrt, in die Maschen des Netzes über mir: ich war wieder ein Kind von sechzehn Jahren, und das Leben, das lachende, goldene Leben wartete auf mich, die ganze Schürze voll blühender Rosen . . .

O Du, das Leben!

Wo warst Du, mein Liebling? Erkannte mein irrender Blick Dich nicht unter der hastenden Menge da draußen? Tauchte keine rettende Hand aus den brausenden Wogen empor?

Da stand eine Frau mit hartem und prüfendem Blick. Diesen Blick kannte ich. Neben ihr ein junges, auffallend hübsches Mädchen von zwanzig Jahren vielleicht.

Ich hatte ein Taschentuch um den Arm gebunden als Erkennungszeichen.

Wir fanden uns sogleich. Ich erkannte sie an der Ähnlichkeit mit ihrem Bruder.

Ich hatte es nicht nötig, ihr zu sagen, wie es um mich stand. Sie wußte es. Und sie wußte wohl auch, wer der war, der mein Leben in diesen brodelnden Abgrund geschleift.

Lydia Rakowicz hatte eine Droschke bestellt. Und abermals fuhr ich im leuchtenden Lichterglanz durch die Straßen der Residenz. Durch breite, flutende Lebensströme fuhr ich bis in die abgelegenen Straßen, wo die fünfstöckigen Häuser schmucklos und traurig in den aschfarbenen Himmel starren und der bröckelnde Kalk mit dumpfem Schlag auf das zertratene Pflaster fällt . . .

Und im flackernden Lichtschein sah ich eine Dirne hart an der Kante des Trottoirs stehen und die Straße hinunterspähen.

Einst hatte ich eine solche Dirne meine Schwester genannt.

Da quoll's mir hoch wie ein erstickendes Entsetzen, und meine Hand griff in die Falten meines Kleides, an die Tasche, in der die Hundertmarkscheine knisterten. . . .

Sie haben mich ohnmächtig die Treppe hinaufgetragen.

Ein enger Flur. Als Lydia die Korridorür aufschloß, stand ich schon wieder auf den Füßen; Selena stützte und führte mich. Ihre Hand tat mir wohl.

Aus dem Flur traten wir in die Küche, die mir kalt und unordentlich erschien, so viel meine irrenden Blicke zu erfassen vermochten. Die angrenzende „Berliner Stube“ war mit den bekannten, stark abgenützten Plüschmöbeln ausgestattet. Ein tafelförmiges Klavier nahm den Ehrenplatz im Zimmer ein. Vor den Fenstern, die auf einen taufeuchten, schmutzigen Hof hinausgingen, führten ein paar verkommene, halb erfrorene, halb vertrocknete Blattgewächse ein trübseliges Dasein.

Lydia Rakowicz war gegen mich von einer schmiegsamen Freundlichkeit, die mich unheimlich berührte. Der großen, harten Frau, die ein schweres Leben durchkämpft und die nun, nachdem sie den Gatten und vier Kinder verloren hatte, durch die Gnade des Bruders in den Stand gesetzt war, als Zimmervermieterin das Leben zu fristen, stand die Schmiegsamkeit wenig zu Gesicht; sie wirkte abstoßend und anwidern auf meine erregten Nerven. Und obwohl ich das peinlich empfand, trieb mich doch die Schutzbedürftigkeit des Weibes zum Weibe; und die Heberde, mit der die Frau über die feuchte Stirn der Verfehlten strich, hat mir wohlgetan in jener ersten Stunde.

„Hat Ihnen Vincenti geschrieben?“ fragte ich, von dem Verlangen gequält, hier sofort mit offenem Visier aufzutreten.

„Still!“ — Die Frau sah sich wie warnend nach dem jungen Mädchen um. „Er hat mir nicht geschrieben. Ich weiß nichts. Und will auch nichts wissen.“

Mit einem Ruck schnellte Selena Rakowicz aus ihrer lässigen, halb liegenden Stellung in dem roten Sessel empor. Aus ihren großen, grauen Augen suchte ein Blitz, einem feindseligen Geschoß gleich, zu der Mutter hinüber.

„Er hat geschrieben. Ich will es Ihnen sagen. Ich werde Ihnen immer die Wahrheit sagen.“

Ehe ich auf die raschen Worte zu antworten vermochte, hatte die Mutter eine Flut von polnischen Worten — von Schimpfworten, wie es mir schien, — hervorgesprudelt. Ihre Augen sprühten Feuer.

Selena lächelte verächtlich. Aber ihre Blicke suchten die meinigen und sagten mir schweigend, daß ich eine Freundin gefunden hatte.

Als ich mich in später Stunde auf meinem Bette ausstrecken durfte, lauschte ich noch lange auf das Prasseln des Regens, der klatschend auf das mit Blech beschlagene Fensterbrett herniedergoß. Die Gedanken wollten nicht klar werden in mir. Und während ich die Arme unter meinen schmerzenden Brüsten kreuzte, empfand ich immer nur das Eine: Um des Kindes willen. — Alles war still um mich her; im Kabinett nebenan klangen Lydia Rakowicz' gleichmäßige Atemzüge; wo Selena schlief, hatte ich nicht erfahren. Und einer plötzlichen Eingebung folgend, stand ich schwerfällig von meinem Lager auf, tastete an dem Waschtisch herum, bis ich die gefüllte Wasserlaraffe fand, und schlich mich dann an das Fenster, um dem verschmachtenden Philodendron einen frischen Labetrunk zu geben. . . .

Am nächsten Tage gab ich zunächst meiner Mutter Bericht. Ich schrieb ihr ausführlich, wie ich angekommen und wie die Konsultation bei dem berühmten Spezialisten verlaufen sei. Er erachte einen Aufenthalt von mehreren Wochen für notwendig; wahrscheinlich werde er auch zu einer Operation schreiten müssen.

Dann schrieb ich an Vincenti. Ich sagte ihm mit klaren, harten Worten, daß ich nicht übertreten und hier auch nichts verheimlichen werde.

Kochende Wut hat ihm eine gemeine Antwort in die Feder diktiert. Er verlangte, „falls er überhaupt noch meinen Angaben glauben sollte“, meinen sofortigen Uebertritt und beschimpfte mich in empörender Weise.

Als ich Vincentis Brief empfing, saß ich am Fenster neben dem Philodendron, der unter meiner Pflege den ersten, zarten Sproßling trieb. Ich weiß genau, daß ich während des Lesens die Pflanze beobachtete und mit einer freudigen Empfindung den frischen Trieb an dem erstorbenen Stamme wahrnahm.

„Nun, der Herr Bruder schreibt wohl viel Vergnügtes, Hanna?“ —

Die scharfe Stimme Lydia schreckte mich aus meinem verlorenen Sinnen empor. Ich besann mich auf mich selbst und versuchte nachträglich, die Worte zu begreifen, die ich soeben gelesen hatte.

„Ja, viel Vergnügtes, Frau Rakowicz. Ich glaube, er freut sich ungemein auf die Zukunft.“

Ein schiefer, suchender Blick ging über mein Gesicht. Lydia zuckte die Achseln, stand langsam auf und begab sich in die Küche, wo ich sie alsbald mit der Kaffeemühle hantieren hörte. Da mir selbst die Lust zum Ersticken eng geworden war, beschloß ich, einen Spaziergang auf den nahegelegenen Friedhof zu machen, der während meines kurzen Dortseins das Ziel meiner täglichen Ausflüge geworden war. Als ich die Küche betrat, fand ich sie leer. Frau Rakowicz war wohl zum Bäcker hinübergegangen.

Auf dem Kochherde lag ein zerknitterter Briefbogen. Im Vorübergehen warf ich einen achtlosen Blick darauf und erkannte Vincentis Hand.

Ein Schauer überließ mich, ein Schauer der Neugierde oder, besser gesagt, der Begierde, zu erfahren, was dieser Mann seiner Schwester über mich geschrieben hatte. Mein Verlangen sollte nicht befriedigt werden; der Brief war, wie ich mir hätte jagen können, in polnischer Sprache abgefaßt. Nur oben am Rande das Datum war auch das Datum des Briefes an mich . . .

Als ich noch über den Herd gebeugt stand, legte sich eine weiche Hand auf meine Schulter. Das war Helenas Berührung; ich fühlte das, ohne daß ich emporblickte.

„Sie tut mir sehr leid,“ sagte das Mädchen mit gedrückter Stimme zu mir. „Sie sollten offen gegen mich sein, Wilmyska. Wir sind doch nahe verwandt miteinander. Was gilt des Priesters Segen, wenn der Priester selbst ein Lump ist?“

„Helena,“ — alles in mir fieberte, — „was Du da sagst, wirst Du vertreten müssen. Du sprichst von dem Manne, den ich geliebt habe.“

Sie machte eine ungeduldige Bewegung mit der Hand. „Aus Dir spricht die deutsche Sentimentalität. Wir Polen sehen klarer und empfinden einfacher. Ich kann nur wiederholen, daß Du mir leid tust. Und nun steh' nicht da und starre in das Feuer, als ob Du ein Gespenst sähest. Gib mir den Arm, komm' in die Luft. Die ersten Schneeglöckchen sind heraus, und Du hast die Blumen so gern.“

Ich stützte mich schwer auf den dargereichten Arm. Dann bin ich mit dem Mädchen stundenlang durch den Vorfrühlings-tag gegangen. Unter den kahlen Hecken lag noch schmelzender Schnee. Auf den Gräben schwammen Eispplitter. In den Grabenrändern aber, von der Sonne gesüßt und gefunden, wagten sich die ersten grünen Spitzchen hervor . . . Ein Hauch von Berden und Kommen lag in der Luft.

Wir war sterbenselend zu Wute. Als sollte die eisige Decke, die auf meiner Seele lastete, nimmer wieder gehoben werden.

„Ich will Dir alles erklären, was Dir noch dunkel erscheint,“ plauderte Helena in ihrem scharfen, leicht gebrochenen Deutsch, „mich geht der Oheim Vincenti nichts an. Ich habe meinen Kurt, der ist lieb und gut zu mir; und wenn er sein Examen gemacht hat, wird er mich heiraten. Aber die Maminka unterhalte ich auch dann nicht, das fällt mir nicht ein. Sie hat ihren Sohn, der nicht gut tun will und sich in der Welt herumtreibt. Für den geht jedes Silberstück dahin, das der Onkel Vincenti schickt. Und nun wirst Du wohl auch wissen, daß sie Dich mit bösen Augen anschaut und daß sie Dich und das Kleine verwünschen und verhexen möchte. Aber sie wagt nicht, zu reden gegen den Oheim, weil sie ganz abhängt von ihm. Und der Oheim ist wahrhaftig geizig genug und hätte besser getan, seinen Frieden mit dem Bischof zu machen, als mit Weibern zu charmieren. Wir haben schon einmal eine hier gehabt . . .“

Sie brach plötzlich ab und starrte mich erschreckt an. Ein grauenhafter Ausdruck mußte in mein Gesicht getreten sein. Ich hätte in diesem Augenblick mein Kind erwürgt, wenn ich es in den Händen gehabt hätte.

„Und diese andere, was ist aus ihr geworden?“ — Ich brachte es wahrhaftig fertig, zu sprechen, zu fragen.

„Ich weiß es nicht. Sie ist krank von uns gegangen,“ erwiderte meine Begleiterin ausweichend. Ich hätte es auch nicht ertragen können, das Weitere zu vernehmen. So zog ich, da wir inzwischen wieder in die Straßen gekommen waren, Helena in ein Café, um mir dort Elfriede Günthers Wohnung im Adreßbuch aufzusuchen.

Sie wohnte im Zentrum der Stadt, weit, weit von uns. Morgen wollte ich zu ihr gehen. Aber vorher noch mit Lydia Rakowicz sprechen!

Zu Hause bin ich angekommen wie eine Sterbende. Und dennoch hatte ich eine solche Willenskraft über meine Schwäche gewonnen, daß ich nach dem Abendessen, das ich nicht anrührte, das furchtbare Thema wieder aufzunehmen vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Weihnachts-Geschenk.

Der brave Bürger verließ das riesige Warenhaus. Daß er ein braver Mann war, das sah man schon an seinem Aeußeren. Alles an ihm war rund. Rund war die ganze Gestalt, rund das feiste, rote Gesicht und die kurzen, dicken Beine, kugelförmig der prachtvollen, wohlhabende Bauch, und in anmutiger Rundung lagerte behaglich auf des Bauches imponanter Wölbung das äußere Abzeichen behaglichen Wohlstandes: die goldene Uhrkette.

An der Seite des braven Bürgers wogte seine brave Gattin. Sie war wenn möglich noch braver als ihr Gemahl. Alle die reizenden Einzelrundungen, welche die Natur ihr einst verliehen, waren übergegangen, hatten sich aufgelöst in ein einziges großes Rund, in ein Rund, das noch mehr Behagen ausströmte als ihr runder Gatte. Fast zuviel Behagen!

So lugelten beide aus dem lichtdurchfluteten Warenhause auf die hell erleuchtete Leipzigerstraße. Licht hinter sich, Licht vor sich, Licht in sich. Hell strahlte es ihnen beiden aus den runden Augen. Das Licht der Zufriedenheit mit sich selbst, des Wohlwollens gegen andere. Wie sich das ja zum Fest der Liebe von selbst versteht.

Das ganze Warenhaus hatten sie durchwandert. Hier hatten sie sich aufgehalten, dort waren sie stehen geblieben. Nach den Preisen hatten sie die dienstfertigen Verkäufer und Verkäuferinnen gefragt und freigebig ihr Lob gespendet, ihre Bewunderung ausgedrückt über die vielen schönen Sachen und die billigen Preise. Sogar mit ihrem Dank hatten sie nicht gelargt für die bereitwilligst erteilten Auskünfte. War es doch Weihnachten, wo man schon was besonderes tut, wenn auch die Angestellten schließlich dazu da waren, und sie es also eigentlich gar nicht nötig hatten.

Gekauft hatten sie nichts. „Denn“ hatte die sorgliche Hausfrau gesagt, „Männer, wir wollen doch erst noch in das andere Warenhaus gehen. Vielleicht sind die Sachen da noch billiger. Bei der scharfen Konkurrenz, die sich die Warenhäuser machen . . .“

Das wußte sie nämlich, die brave Gattin, das hatte sie kapiert: Die Konkurrenz machte die Sachen so billig! Wo der eine Warenhändler eine Sache so und so teuer — nein: so und so billig an, dann suchte der andere ihn sicher noch zu unterbieten. Vielleicht wurde der erstere dann nochmals um so und so viel billiger.

Und wer hatte den Vorteil davon? Das laufende Publikum! War das also nicht eine ganz famose Einrichtung — die Konkurrenz? Wo das Publikum in einzelnen profitierte, und der Kaufmann am Ende auch noch durch die „Masse, die es bringen mußte?“

Sicherlich! Eine ganz entzückende, eine ganz brillante Einrichtung, die Konkurrenz!

Wieso diese Billigkeit möglich wurde, das wußte die brave Gattin nicht. Von langen, unendlichen Arbeitsstunden, von Sklaverei und Schinderei, von Hungerlöhnen, von Hunger, Kälte und Krankheit, Not und Sorge — aus denen diese billigen Preise hervorgegangen waren, davon wußte sie nichts. — Das konnte sie auch gar nicht wissen. Schon weil sie sich nie danach gefragt hatte. Wozu auch? Das Schöne und Angenehme genießt man eben, ohne lange zu fragen: „Warum und Wieso“. Das ist menschlich. Ja, eine solche Fragerei wäre ja direkt lästig, direkt undankbar und beleidigend gegenüber dem gütigen Geschick. Und der Mensch soll nicht undankbar sein.

Der brave Gatte war nicht ganz so ahnungslos. Aber auch er war dankbar. Ganz besonders dankbar. Denn eine ganz besondere Billigkeit, die er eine Zeitlang hatte bieten können, die hatte ihm ja seinen Wohlstand gebracht. Die anderen, seine damaligen Konkurrenten . . . Aber was gingen ihn die an? Er war doch nicht für sie verantwortlich — es waren doch keine kleinen Kinder gewesen. Und er hatte doch die Welt-„Ordnung“ nicht gemacht.

Jedenfalls hatte er zu essen. Und reichlich! Also war die Welt wunderschön! Eine wahre But, eine sittliche Entrüstung hatte ihn oft ergriffen, wenn böse Menschen das bezweifelten oder gar das Gegenteil behaupteten.

Und es gab solche Menschen! Aber mit diesen hatte er schon lange nichts mehr zu schaffen. Er dachte ihrer, wenn er überhaupt an sie dachte, mit einer Art überlegenen Mitleids. Jetzt war er eigentlich nur noch Zufriedenheit, ganz Wohlwollen gegen alle Welt.

Besonders heute Abend. Und mit einem breiten Lachen erwiderte er daher die eifrigen Anpreisungen der zahlreichen großen und kleinen, jungen und alten Straßenhändler, die am Rande des Trottoirs Spalier bildeten. Wie lustig waren aber auch diese Leute selber. Einer überbot ja noch den anderen in schnodderigen, ufligen Redensarten. Die Bigworte flogen nur so. Ja, manche brachten sogar ihre Anpreisungen in Reimen vor. In Reimen, die einfach zum Totlachen waren. Und wenn einer eben durch einen schnellen Sprung der Gefahr entronnen war, von einem Omnibus oder einer Droschke überfahren zu werden, so machte er gleich selbst einen faulen Witz darüber. Ja, sein Nachbar rief sogar: „Frige, laß' Dir nicht überfahren — id weinte mir dot, wenn id eenen Konkurrenten verlieren dächte!“

Zu Iomisch, zu Iomisch!

Und im Uebermaß angenehmer Stimmung rief der brave Bürger einer Gruppe von Kindern, die rohgeschmückte, einfache Spielsachen feil hielten, ganz leutselig zu: „Na, ihr kleinen Wertheimer, ihr tragt wohl eure Warenhäuser gleich mit euch herum?“

„Jawoll, jawoll,“ krächte ein halbes Dutzend dünne Stimmchen, während ein halbes Dutzend dünne Arme ihm die Ware entgegenredete. Einen Käufer witternd umringten die Kleinen das dicke brave Ehepaar, indes einer den anderen mit Anpreisungen zu überbieten suchte, zugleich bemüht, den mutmaßlichen Käufer durch uflige Zwischenrufe bei guter Laune zu erhalten und seine besondere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Der brave Bürger stutzte. So hatte er das eigentlich gar nicht gemeint, laufen hatte er von den Knirpsen nichts wollen. Solche plumpen, erbärmlich einfachen Sachen! Diese Zumutung! Halb unwillig, halb verlegen, wollte er schon den Ring der kleinen Welagerer durchbrechen. Aber vielleicht konnte er dem einen oder dem anderen einen Sechser schenken — nicht allein in Worten, nein, auch durch die Tat soll sich die christliche Liebe äußern. Trotzdem wäre er weitergegangen — es waren ja keine Bettler, es waren ja Verkäufer — aber da sprach seine Gattin schon den Gedanken aus, der auch ihn eben durchblitzte: „Warte doch Männe! Am Ende, für die Götzen von unserem Portier und für die von unserer Waisfrau — das wäre vielleicht gar nicht so dumm. Kinderhand ist leicht gefüllt — was verstehen die einfachen Leute von besseren Sachen — und die Götzen machen sie ja doch nur kaput . . .“

Mit dreien der kleinen Straßenhändler war im nächsten Augenblick ein Kauf abgeschlossen — ja den anderen dreien schenkte der brave Mann sogar noch einen Groschen! Jedem einen Groschen — und das für nichts und wieder nichts. Es war ja Weihnacht. Und dann, so sagte auch die kluge Hausfrau: „Da haben wir immer noch verdient. Die müssen die Sachen noch billiger abgeben als die Warenhäuser es könnten, denn die wollen doch auch verdienen. Jetzt können wir für uns und Krausens immer noch ins Warenhaus gehen.“

Als das brave Ehepaar nach beendeten Einkäufen mit der Droschke nach Hause gefahren war, da war es noch zufriedener mit der Welt und mit sich selber als gewöhnlich. Besonders mit sich selber. Und das wollte was heißen! Aber wie hatten sie sich auch betätigt! Noch mehrere Male hatte der brave Bürgersmann in die Tasche gefaßt und Nidel versenkt nach rechts und links. Für nichts und wieder nichts! Einer steinalten Frau hatte er sogar ein Nantes Fünfzigpfennigstück geschenkt! Und daß ihr dankbar und demütig getragtes: „Gott vergelt's tausendmal!“ ihm eigentlich 500 M. einbringen müsse, wenn der liebe Gott die Bitte der Alten erhörte — das war ihm nur so ganz nebenbei durch den Sinn gefahren. Wenn der liebe Gott es nicht tat — er würde ihn nicht mahnen! Gott bewahre!

Auch die Dankesworte der Uebrigen wiederholte er sich im Geiste, nicht etwa, weil sie seiner Eitelkeit schmeichelten oder ihm sonst wohlthaten! Nochmals: Gott bewahre! „Es ist nur,“ so sagte er zu seiner Frau unter deren beifälligem Schmungeln, „daß man sieht, daß die Leute die Wohlthat doch wenigstens anerkennen! Es gibt so viele, die denken, man ist ihnen was schuldig! Und man tut es doch nur aus reinem guten Willen — aus reiner christlicher Nächstenliebe.“

So sprach der brave Bürgersmann, und seine brave Frau nickte. Und mit wachsendem Wohlbehagen merkten sie, wie eine köstliche, gehobene Stimmung sich ihrer bemächtigte, eine reine hohe Freude sie erfüllte, so daß ihnen vor Nahrung ganz weich wurde um's Herz. Das war eben die reine Freude, die lautere Genugtuung für das Getane, eine höhere Befriedigung, wie sie eben nur der wahrhaft gute, edle Mensch empfinden kann.

Ganz ergriffen saßen sie noch lange beieinander, tranken noch ein paar Flaschen guten, schweren Bordeaux, und fast mit Bewunderung wurden sie gewahrt, wach seine Gefühle sie zu fühlen imstande waren. Aber bald gewöhnten sie sich daran — sie waren eben noch bessere Menschen als sie selbst geahnt hatten. Und ganz natürlich war es, daß mit dieser Erkenntnis sich ihre Bewunderung in eine respektvolle, gegenseitige Bewunderung verwandelte.

Man war eben doch „etwas Besseres“ — in jeder Beziehung. Mit dieser köstlichen Selbsterkenntnis gingen der brave Bürgersmann und die brave Bürgersfrau schlafen und sie schliefen dem Schlaf der Gerechten. Ja — der mehr als Gerechten; ihre Gesichter selbst noch verklärt im Schlafe, wie die Gesichter von Kindern, die das Christkindchen reichlich beschenkt hat. Waren doch auch sie reichlich beschenkt. Beschenkt durch die erhöhte Erkenntnis, daß sie so seine Gefühle fühlen konnten, daß sie noch viel bessere und edlere Menschen waren, als sie bis dahin selbst gewußt und geglaubt hatten. Und das ist ein gar köstliches Geschenk — das hebt das Bewußtsein, die Verdauung und damit auch das Allgemeinbefinden. —

hg.

Kleines feuilleton.

k. Die Lannen des Blitzes. Am 25. November schlug der Blitz in Malo-Centre bei Dunkerque in eine kleine Villa, riß den Dachstuhl ab, zertrümmerte zwei Schornsteine und einen Ballon und drang dann in einen Salon ein, in dem sich die Bewohner des Hauses, Hauptmann Clabel, seine Frau, ihre Kinder und seine Schwägerin befanden. Mit unglaublicher Geschwindigkeit entführte er aus der Frisur der Madame Clabel zwei Kämmen, senkte dabei aber das Haar kaum an; dann zertrümmerte er mit unerhörter Gewalt alles Gerat im Hause, stürzte die Möbel um, warf die Gegenstände nach allen Seiten, zerbrach die Fenster, hob die Fensterläden aus ihren Angeln und schleuderte sie in die Dänen, durchlöcherte Fußböden und stürzte sich in den Brunnen, wo er eine Steinplatte im Gewicht von 80 Kilogramm vollkommen zerschmetterte. Als der bekannte französische Astronom Camille Flammarion von der Wirkung dieses Blitzes hörte, schrieb er an Clabel, um weitere Einzelheiten zu erfahren; dieser erwiderte ihm, die Zeitungen hätten noch nicht den hundertsten Teil des Zerstörungswerkes berichtet; am unerklärlichsten sei aber, daß die ganze Familie völlig unversehrt geblieben sei. Flammarion erinnert jetzt in „La Revue“ daran, wie mannigfaltig und phantastisch die vom Blitz erzeugten Naturerscheinungen sind. In dem erwähnten Falle zum Beispiel ist gar kein Feuer eingetreten, obwohl sich eine so große Hitze entwickelt hatte, daß Metalle und Fenster-scheiben schmolzen, während oft in anscheinend analogen Fällen Heuschöber in Flammen aufgehen, Häuser brennen, Bäume verbrennen, Bäume in Brand gesetzt werden und vom Blitz getroffenem vom Kopf bis zum Fuß in Feuer gesetzt sind. Am überraschendsten ist die Tatsache, daß die beiden Kämmen von der Gewalt des Blitzes aus dem Haar entführt wurden, ohne daß ein weiterer Schaden eintrat. Der Fall steht nicht ganz vereinzelt da; seit langem sammelt Flammarion Tatsachen-Material, das er in einem kleinen Buch „Les Caprices de la Foudre“ bearbeitet. Am 1. Juni 1809 schmolz der Blitz in einem Mädchenpensionat in Bordeaux eine goldene Kette ein, die eine der Damen des Pensionats am Halse trug. Er hinterließ eine schwarze gezahnte Linie, die sich aber bald verwischte. Die vom Blitz getroffene Dame erwachte nach sechs Stunden, ohne irgend welche Schmerzen zu verspüren. In einem anderen Fall strickten zwei Damen ruhig; der Blitz nimmt ihnen einfach die Stricknadeln fort. Bei einer Abendgesellschaft streckt eine Dame während des Gewitters den nackten Arm zum Fenster hinaus; ein leuchtender Blitz raubt ihr das Armband. In einem Wirtshaus wird einem Trinker der Becher vom Blitz aus der Hand gerissen und auf den Hof geschleudert. Auf einem Wege wird einem Reiter die Reitpeitsche entrisen. Einem jungen Mädchen, das vor der Nähmaschine saß, wird die Schere entführt, sie selbst wird vom Blitz ergriffen, umgekehrt auf die Maschine gesetzt. Am 25. Juli 1868 wird ein Reisender in Nantes auf dem Quai vom Blitz eingekühlt. Der Blitz entreißt einem Frankstück aus seinem Portemonnaie eine Silberschicht, bedeckt damit die beiden Seiten eines Zehnfrankstückes, und dies durch eine Lederschicht hindurch. . . . Die Blitzstatistik hat in Frankreich seit ihrem Bestehen 6890 Fälle, in denen Männer und Frauen vom Blitze getroffen wurden, registriert; Flammarion hat sie nachgeprüft, sie mit Tausenden von anderen Fällen verglichen und eine Art Klassifikation begonnen. Warum hat der Blitz oft die Manie, Frauen zu entkleiden und zu nuden, so daß es tatsächlich aussieht, als treibe der Blitz ein tolles Spiel? Die Elektriker suchen solche Erscheinungen durch das Vorhandensein von guten und schlechten Leitern zu erklären. Aber es bleibt doch vieles rätselhaft. In der Chronik des Jahres 1904 findet man zwei Fälle von Blitzschlägen, die in ihren Wirkungen ganz entgegengesetzt sind. Am 16. September wurde der Abbe Ritter aus Nerschweiler bei einem Auszug auf den Rigi-Kulm vom Gewitter überrascht. Er erreichte ein Obdach, als ein Blitz ihn traf. Seine beiden Begleiter kamen unversehrt davon. Als sie Wiederbelebungsversuche anstellen wollten, fanden sie, daß der Tod schon eingetreten war; merkwürdigerweise war die Sutane ganz geblieben, das Hemd aber völlig verbrannt. Am 6. August dagegen wurde der Pächter Henri Vandenholt in Beverst in Belgien morgens früh um 6 Uhr im Bett vom Blitz getötet und die Leiche auf den Fußboden geschleudert. Der Unglückliche war vom Kopf bis zum Fuß verlohrt, aber sein Hemd zeigte nicht die geringsten Brandspuren. Man hat aber sein Hemd zeigte nicht die geringsten Brandspuren. Man hat Leute, die unvorsichtigerweise unter einzelnen Bäumen Schutz gesucht haben, vom Blitz getroffen angefundnen und während die Kleider unversehrt waren, zerfiel der Leichnam bei der geringsten Berührung. Hände waren in Asche zerfallen in Handschuhen, die ganz geblieben waren. Das merkwürdigste aber sind die Photographien von Bäumen

und Landschaften, die man auf dem Körper der vom Blig Gefällten gefunden hat. Solche Fälle sind durchaus nicht selten; Flammarion kennt etwa zwanzig, die völlig authentisch sind. —

Kunst.

e. s. Der Schwede Carl Larsson, von dem bei Schulte Bilder zu sehen sind, ist ein lustiger Erzähler. Er schöpft aus dem Vollen und streut unbesorgt eine reiche Fülle aus. „Aus meinem Heim“ nennt er all seine Bilder, jedes führt diesen Titel — und was sehen wir da?

Da sehen wir ein Kind in rotem Kleid im hellgrünen Wald stehen. Wie Larsson diese Bäume malt, so ganz leicht und jung. Und blauer Himmel drüber, so frei und weit der Raum. Ein Bach fließt plaudernd zwischen den Stämmen. Dann sehen wir in sein Atelier hinein. Da sitzt seine Tochter, ein blondes kleines Mädchen, auf der großen, großen Holzbank. Die ist ganz rot und hat ganz groteske Schnitzereien, wie aus nordischen Fabelsagen, zu beiden Seiten an den Lehnen. Und Blechstücke liegen am Boden. Da hat das Kind allerlei Seltsames herausgeschnitten. Ja, ganz Merkwürdiges sehen wir da. Da steht die junge Königin mit einer Blechkrone auf dem Kopf, und eine Kuh guckt sie erstaunt an. Die Tür steht offen, da naht noch der König. Wie ein Märchen mutet es an. Allerlei pudige Behaglichkeit ist hier lustig gestaltet. Ueberall stehen Blumen auf dem Tisch und Kinder sitzen und lesen und beugen sich still über die Zeilen. Da sitzt Mutter am großen Tisch und schält Kartoffeln, und ein großer Korb, gefüllt mit kleinen Blüten, steht auf dem Tisch, der sonst leer ist. Ueber das Alltägliche ist ein Zauber gebreitet.

Hier ist's gut sein. Eine eigene Atmosphäre spinnt hier ein träumerisch-lebendiges Dasein. Das Leben wird zu einem lustigen Bilderbogen toller und amüsanten Ergebnisse, von lustigen Reimen begleitet. So malt Larsson immer wieder dies sein Heim, aber wie er es malt, wie er es sieht! Immer gibt er gewissermaßen die Quintessenz, ein brillanter Zeichner, ein farbig fein empfindender Maler. Die ganze nordische Fabelwelt wandelt mit ihm, fließt in seine Farben, lenkt seine Linien. Alles redet hier und erzählt. Es ist eine Intimität, die bezaubert, weil sie so natürlich, so unausweichlich ist. Er hebt aus dem Alltag ein Märchen heraus, macht das Alltägliche seltsam und sonderbar, nicht präventios, vorbildlich, wie es die Erwachsenen lieben, sondern kindlich, lachend, und hinter diesem Lachen steht eine übermütige Liebe. Solche Liebe, wie sie nur der hat, der lange einsam war, eine gerade, volle Natur, die sich hingibt, indem sie sich auslebt.

Wie illustriert Larsson bloß, so daß er einen Vorgang um seiner selbst willen ausschöpfen will. Er sieht das Leben selbst als ein Vorüberziehen seltsam reizvoller Bilder. Er stellt einen roten Bauernstisch schwer und massiv hin, stellt einen weißen Schnörkelstuhl davor, setzt ein Kind unter den Tisch, das lustig herborhschaut, und auf dem Tisch verstreut er allerlei Gerat: seine Palette, Pinsel, Tintenflasche und noch viel mehr anderes. Ja, was ist denn da nun dargestellt? In den Farben liegt's, in den Linien, die so klar und fest gegeben sind, in der ganzen abgeschiedenen Ruhe, die der Raum atmet, die Ursprünglichkeit zieht an, nichts ist so gegeben, wie es sein muß und immer gegeben wurde, das Kind ist nicht so, wie sonst die Kinder, es ist etwas Lustiges, Unbekümmertes darin, der Tisch ist nicht so, wie andere Tische, der Stuhl nicht so wie andere Stühle. Gerade in diesem Anderssein liegt der Reiz. Es ist eine abgeschlossene Welt, die der Künstler sich aufgebaut hat. Diese gibt er. Er gibt diesen Kern, den Sinn, sein Eigen. Wie ein lebendig gewordenes nordisches Märchen muten diese Räume an. Da ziehen sich Wellenlinien an der Tapete hin. Rote Bänke und Truhen stehen an den Wänden. Tische stehen davor, so schwer, daß man sie nur mit aller Kraft rücken kann. Und seltsame Schnörkelwerk an den Wänden, den Bänken, den Truhen. Ueberall jene bäuerliche Farbenfreude, die uns anlacht wie frisches Erdenlachen.

Das ist das Feine, daß es Larsson gelingt, diese märchenhafte, räumliche Stille mitzumalen. Man fühlt, hier ist Ruhe. Ein weitentlegenes Haus muß das sein. Da kommen selten Menschen hin. Die da sind, erleben alles zusammen. Und da sie sich nun so lange kennen, haben sie sich alle gern, brauchen aber nicht viel zu sagen und führen so ein reiches Innenleben, in dem sich ihre Natur mit allem drum und dran auslebt. Und an langen Winterabenden raunt das Märchen in dieser Einsamkeitsstille, das Ohr lauscht, horcht, da rumort ein Zaubergeist, und die Tropfen fallen vom Dach. —

Geologisches.

— Vorkommen von Graphit in Böhmen. Wie D. Vilharg in der „Zeitschrift für praktische Geologie“ ausführt, besitzt Böhmen zwei räumlich getrennte Fundstätten von Graphit und graphitführenden Gesteinen: die eine auf der böhmisch-mährischen Grenze, die andere im südlichen Teile des Böhmerwaldes. An erster Stelle sind es besonders Bhillite und Tonchieferergneise, welche, namentlich wo sie reich sind an Schwefelkies, durch Aufnahme von Graphit in Graphitkieser übergehen. Weit beachtenswerter jedoch ist das Graphitvorkommen im südlichen Böhmerwald, sowohl der räumlichen Verbreitung als auch der Regelmäßigkeit des Vorkommens nach. Auf böhmischer Seite nehmen die graphitführenden Schichten ihren bedeutungsvollsten Anfang beim Orte Schwarzbach, verlaufen von da zunächst etwas nördlich bis Stuben, wenden sich dann östlich gegen Krumau, um von da aus am Rande

des Granulitkloches des Plausker Gebirges vorbei wieder eine rein nördliche Richtung einzuschlagen bis in die Gegend von Retolic. Ueberall auf diesem langen Zuge läßt sich das Vorkommen als eine Einlagerung im Gneiß erkennen, dessen äußerer Habitus sich stark verändert hat; Kalklager scheinen dabei eine wesentliche Rolle zu spielen. — („Prometheus.“)

Technisches.

ss. Ein Leuchtturm auf offener See. Einer der meistgesürchteten Punkte der Atlantischen Küste Amerikas ist das Kap Hatteras, das etwa unter der geographischen Breite der Insel Kreta liegt. Hier schiebt sich nämlich eine Untiefe, die sogenannten Diamantbänke, noch etwa 17 Meilen ins Meer vor. Der auf dem Kap Hatteras stehende Leuchtturm genügt daher kaum, den Schiffen eine in allen Fällen hinreichende Sicherheit zur Vermeidung der gefährlichen Stellen zu bieten und das zu seiner Unterfüllung weiter hinaus stationierte Leuchtschiff ist auch nicht unbedingt zuverlässig, weil es seine Lage in der Strömung zeitweise verändert. Man hat sich daher seit langer Zeit mit dem Plan getragen, auf dem äußersten Punkt der Sandbänke noch einen Leuchtturm zu errichten, hat aber bisher immer die enormen Schwierigkeiten eines solchen Baues in verhältnismäßig tiefem Wasser und auf unsicherem Untergrund gescheut. Jetzt hat ein hervorragender amerikanischer Wasserbau-Ingenieur aus Boston ein neues Projekt eingereicht, das bereits angenommen worden ist. Der neue Leuchtturm soll 60 Meter hoch und an einem Punkte errichtet werden, wo der Meeresboden während des Hochwassers über 18 Meter unter dem Meeresspiegel liegt. Der Turm, der ein Leuchtfeuer ersten Ranges erhalten soll, wird ganz aus Stahl erbaut werden. Er muß Wohnräume für die Familien von zwei Wächtern, ferner Räume für Lebensmittel, für die Beleuchtungsmechanik und für den Betrieb einer sehr kräftigen Sirene enthalten, außerdem eine Kammer für Apparate zur Wellentelegraphie. Selbstverständlich wird der Leuchtturm auch telephonisch mit dem Festland verbunden werden. Der Baumeister hat sich bereit erklärt, den Leuchtturm nach der Fertigstellung ein Jahr lang auf seine Kosten im Betriebe zu erhalten. Danach wird die Regierung der Vereinigten Staaten seine Bewirtschaftung auf vier weitere Jahre übernehmen und ihn dann, wenn er sich bewährt hat, für etwa drei Millionen erwerben. Nachdem der Leuchtturm von Armen auf der felsigen Untiefe, die der südlicheren Halbinsel der Bretagne vorgelagert ist, glücklich vollendet worden ist, kann kaum bezweifelt werden, daß auch der Kühne Bau am Kap Hatteras gelingen wird. —

Notizen.

— Dem Dichter Hans Grasberger und Rudolf Falb soll in ihrem Geburtsort Obdach (Steiermark) ein Denkmal errichtet werden. —

— Von der preussischen Akademie der Wissenschaften ist ein Archiv für griechische Inschriften begründet worden. Das Archiv soll Haupt- und Sammelstelle für das von der Akademie herausgegebene Corpus der griechischen Inschriften sein. Die Leitung ist Professor Hiller von Gärtringen übertragen worden. —

— Das Neue Theater hat Hartlebens „Angele“ erworben. —

— Der „Totentanz“, ein dreiaktiges Tanz- und Singspiel von Josef Reiter, wird am Hof-Theater zu Dessau die Uraufführung erleben. —

— Im Residenztheater zu Dresden wurde das vieraktige Schauspiel „Falsches Ziel“ von Fritz Berl (Dora Dumcker) mit Beifall aufgenommen. —

— Der vor kurzem verstorbene Maler Jules Raehmaekers hat sein in der Gemeinde Houffalize (Provinz Luxemburg) gelegenes Haus dem belgischen Staat mit der Bestimmung vermach, daß es Künstlern, die Landschaftsstudien in den Ardennen machen wollen, unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden soll. Doch darf kein Künstler das Haus länger als zwei Jahre bewohnen. —

— Zu Ostern 1906 wird in Heidelberg eine Anstalt für Krebsforschung eröffnet. —

— Für künstlerisch veranlagte Frauen der ärmeren Volksschichten errichtet die Stadt Pest eine Frauen-Gewerbeschule. Gegen geringes Entgelt wird Sticken, Weben, Sammetbrennen, Entwerfen und Ausführen künstlerischen Kleider Schmuckes, Porzellanmalen usw. gelehrt. —

— Der Verbrauch von Pferdefleisch in Paris ist in den letzten Jahrzehnten sehr stark gewachsen. Im Jahre 1872 wurden noch nicht 5000 Pferde geschlachtet, im Jahre 1903 dagegen mehr als 36 000, das Jahr 1904 wird es auf die Zahl von etwa 45 000 bringen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 25. Dezember.